



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tirol in den letzten zwölf Jahren.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

das Votum des Abgeordnetenhauses wird verhindern, daß Preußen und der deutsche Bund sich für österreichische Interessen schlage, welche, wie in diesen Blättern politisch wie strategisch oft ausgeführt ist, keine deutschen Interessen sind.

### Tirol in den letzten zwölf Jahren.

Gläubige Seelen pflegen, um die Schuld von sich abzuwälzen, den Teufel als Vater der Sünde zu bezeichnen. In ähnlicher Weise beschönigte man in der letzten Zeit hier und da die traurigen Verhältnisse Oesterreichs mit der Phrase der ererbten Uebelstände. Nun ist allerdings das System, nach welchem man bisher wirthschaftete, uralt und hat nur unter Kaiser Joseph eine leider zu kurze Unterbrechung erlitten; es jedoch zur vollsten Blüthe getrieben zu haben, ist jedenfalls unbestrittenes Verdienst der gegenwärtigen Regierung, und so mögen deren Vertreter sich auch gefallen lassen, die bitteren Früchte zu pflücken, welche ihnen der stumme Widerwille oder der laute Haß der Völker reife. Die Reaction, wie sie in den letzten zwölf Jahren die deutschen Provinzen im Allgemeinen verfinsterte, zu schildern, ist unnöthig. Dagegen dürfte es nicht ganz unwillkommen sein, wenn mit scharfen und wahren Zügen dargestellt wird, wie selbst das allergetreueste Tirol, welches noch Zimmermann mit einem Hunde verglich, der sogar einen schlechten Herrn anwedelt, zum lebhaften Ausdruck der Entrüstung getrieben wurde.

Was die ererbten Uebelstände in Bezug auf Tirol betrifft, so hatte dieses arme Land bereits vor 1848 daran sehr zu leiden. Nachdem der höchstselige Kaiser Franz wieder in den Besitz desselben gelangt war, bestätigte er eiligst alle Einrichtungen der bairischen Regierung, welche das Volk zum Aufstand getrieben hatten, als seinem Absolutismus förderlich und behielt sie trotz aller Klagen darüber bei. Es blieb die Conscription, die Stempelsteuer, obwol sie die Stände der österreichischen Regierung bereits zweimal um schweres Geld abgekauft hatten, die Grundsteuer wurde erhöht, die Accise neu eingeführt und zur Unterhaltung der Bauern alljährlich das Marionettenspiel des Landtages mit dem obligaten „Ja“ in Scene gesetzt. Es genügt, diese Dinge, die weltbekannt sind, nur anzudeuten; das Resultat davon war, daß man seinen eigenen Ruhm beklagte und es bereute, gegen die Baiern je den Stutzen

erhoben zu haben. Da brach das Jahr 1848 an. Man kannte in Wien die Stellung Tirols Italien gegenüber zu gut aus der Erfahrung der letzten Kriege, um nicht Alles aufzubieten, seine Schützen zur Theilnahme am Krieg zu bewegen. Es war aber wenig Lust zu spüren; man fragte sich, für was und wen man kämpfen sollte? Die Regierung schickte einen Erzherzog mit schönen Versprechungen, aber nur Wenige hatten die Vergangenheit so weit vergessen, daß sie ihm glauben konnten. Man wendete sich an den Klerus, der das Haus Lothringen stets als den Hort des exclusiven Katholicismus betrachtend nun Alles aufbot, die Compagnien zu bilden. Es gelang so ziemlich, zumeist, weil man hoffte, die Herren in Wien würden endlich einen Theil ihrer Versprechen erfüllen. Kaum war aber die Gefahr vorüber, so wurde der Besen in den Winkel geworfen. Die Erfolge in Italien und Ungarn steigerten das Selbstvertrauen zur Verblendung. Bajonnette und Maßregeln im Stile des zweiten December sollten das Fundament des neuen Oestreich werden, dem servile Seelen zu Wien und anderwärts, z. B. in Augsburg, das Oesterlied sangen. Es ist nach jener Richtung gewiß bezeichnend, wenn einem Innsbrucker Blättchen eine ernste Rüge zu Theil wurde, weil es Einiges gegen den Cäsar an der Seine gesagt; in dieser, daß man östreichische Literaturgeschichten und biographische Lexika zu schreiben begann, wo Ungarn, Deutsche, Italiener und Slaven wie Kraut und Rüben durcheinander lagen. Auch Tirol sollte im Centralisationsmörser eingestampft werden. Die erste Errungenschaft war die Erhöhung der alten und die Einführung neuer Steuern. Am schwersten drückten die Besitzveränderungsgebühren, da Grund und Boden hier sehr mit Schulden belastet ist, auf welche bei der Berechnung der Procente keine Rücksicht genommen wurde. Zu dem ist der Preis der Grundstücke in Tirol, als einem übervölkerten Lande, bereits weit über seinen wahren Werth gestiegen, sie unterliegen daher der Speculation und einem beständigen Wechsel des Besitzes. So zahlte eine kleine Gemeinde in kurzer Zeit bis 60,000 Fl. Gebühren. Diese Steuer zehrt nicht von den Früchten des Baumes, sondern fällt ihn selbst, und ihrem Fortbestand wird man es zu danken haben, wenn an Stelle der kleinen Bauern ein bäuerliches Proletariat tritt, namentlich im Oberinntale, wo durch lange Sitte eine maßlose Zersplitterung des Bodens stattgreift, und im Gesslande, dessen Bauern durch die Traubenkrankheit in die Gant gerathen, während die wälschen Bauern die Höfe kaufen und nachdem sie den Boden bis zur Erschöpfung ausgesogen, ihn ärmlichen Colonen in Kleinpacht geben. Man sehe sich diese Gestalten bei Neumarkt, Auer, Salurn und Burgstall an und vergleiche sie mit den prächtigen deutschen Bauern, von denen vielleicht in fünfzig Jahren nichts mehr als die deutschen Namen der Höfe übrig sind. Diese waren die Vorhut Deutschlands an der Marke Italiens und was hat die Regierung Oestreichs, das man an

1881 J. 11102/1170

gewisser Stelle so laut und oft als Schirm und Schild Deutschlands preist, gethan, hier das so wichtige deutsche Element zu kräftigen? Hat sie den Uebergriffen des wälschen Alerus und der mit ihm verbundenen Schule einen Damm entgegengesetzt? War sie darauf bedacht, in ihrer amtlichen Praxis bei den Gerichten italienischen Gelüsten eine Schranke zu ziehen? Nichts von alledem ist geschehen, und wenn Tirol noch nicht bis an den Brenner romanisirt ist, so hat sich die österreichische Regierung von allen Betheiligten am wenigsten das Verdienst davon zuzuschreiben. Hätten wir eine deutsche Centralgewalt, so würden wir von ihr verlangen, daß sie ein Halt gebiete, damit sich nicht zur Schande an der Eider die Schmach an der Etsch geselle.

Einen zweiten Grund des Mißvergnügens gab die Ergänzung des Landesjägerregiments. Von Jahr zu Jahr wurde das Contingent gesteigert, während zugleich der Anspruch auf die Grenzvertheidigung durch die Schützen fortbestand, und statt daß das Regiment, wie es ursprünglich festgestellt war, in Tirol zur Verwendung kam, zersplitterte man es bataillonsweise durch die ganze Monarchie. Unter den tiroler Bauern, so tapfer sie Haus und Hof gegen jeden Angriff vertheidigen, herrscht eine entschiedene Abneigung gegen den Gamaschendienst, und wenn einen jungen Mann das Loos zum Militär trifft, trauert die ganze Familie mit ihm. Besaß diese Geld genug, um sich einen Ersatzmann zu kaufen, so wurde oft der letzte Kreuzer aufgewendet. Als Ersatzmänner boten sich meist arme Jünglinge, welche die erhaltene Summe hinterlegten und nach vollbrachter Dienstzeit sich damit einen häuslichen Heerd gründeten. Die Regierung mußte auch hier für sich eine Finanzquelle anzubohren. Sie nahm das Geschäft in ihre Hand, und stellte gegen Erlag einer gewissen Summe selbst den Ersatzmann. Dadurch wurden die Reichen frei, und die Armen hatten vom Dienst in der Regel keinen Vortheil. Wir lassen es dahin gestellt, ob das Geschäft so unredlich betrieben wurde, wie das Volk behauptet, und bemerken nur als gewiß, daß dadurch viele hunderttausend Gulden aus dem Lande gingen. Große Klagen verursachte ferner die Verwendung des Approvisionierungsfonds. Dieser war von den Ständen Tirols zur Verproviantirung des Landes angelegt worden und erhielt seinen Zufluß durch einen Zuschlag zum Zoll, welcher für die aus Baiern eingeführten Cerealien zu erlegen war. Die Verwendung dieses Fonds hing von der Zustimmung der Stände ab. Nachdem die Bach'sche Nivellirung diese mir nichts, dir nichts weggeschwemmt hatte, wurde der Zuschlag doch forterhoben und in der willkürlichsten Weise verwendet, mögen auch die Zwecke an und für sich gut gewesen sein. So wurde zu Innsbruck die Anlegung einer neuen Straße aus dem Approvisionierungsfond decretirt. — Was soll man endlich zu jener Verordnung sagen, der zufolge Vormünder die Gelder ihrer Pupillen in österreichischen Staatspapieren anlegen müssen? Durch das Sinken derselben sind

dem Lande Millionen verloren gegangen und werden vielleicht in nicht langer Zeit Hunderte von Familien mit dem Bettelstab auf die Straße gesetzt. Sollen wir auch noch das sogenannte freiwillige Nationalanlehen erwähnen, wo der Statthalter Bissingen an alle vermöglichen Leute eigenhändige Briefe ergehen ließ, um sie zum Beitrag aufzufordern, wo ein mächtiger Finanzpasha seinen untergebenen Beamten bis herab zum Kanzleidiener einfach bestimmte, mit wie viel von ihrer Monatsgage sie dem Staate beizuspringen hätten, wo Bezirksrichter den Gemeindevorstehern die Summe angaben, welche die Gemeinde zahlen sollte, und dieses thun mußten, wollten sie nicht wegen Lässigkeit im Dienste eine Nüge erhalten. Und doch hatte man die Stirn, die so erzwungenen Summen in servilen Blättern des In- und Auslandes als Beweise für die Opferwilligkeit und Begeisterung der Völker Oestreichs auszuposaunen! Auch des Agios müssen wir als eines bösen Geschwüres gedenken und seine Wirkungen in finanzieller, sittlicher und politischer Beziehung kurz andeuten. Wer die Landkarte betrachtet, sieht, daß Tirol nur durch einen schmalen Hals mit den Provinzen zusammenhängt, wo Banknoten einen Cours haben. Kärnthner und Salzburg erzeugen nur jene Produkte, welche Tirol ebenfalls ausführt, aber nichts von dem, was es einführen muß, weil es der karge Boden versagt. Der lange Grenzzug von Salzburg bis Kärnthner bringt uns mit Baiern, der Schweiz, der Lombardei und Venetien, in welchem letztern zwar jetzt die Banknoten, jedoch nur zum Coursverthe gelten, in Berührung. Aus diesen Gebieten beziehen wir unsern Bedarf an Korn und zwar nur gegen Erlag von klingender Münze. Es leuchtet daher jedermann selbst ein, daß die Preise der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse nicht nur von den Märkten des Auslandes, sondern auch von dem Agio als Zusatz zum Einkaufsbetrage und Zolle, welcher ebenfalls an die k. k. Grenzämter in Silber zu erlegen ist, abhängen. In Tirol wird davon nicht bloß der Beamte und der Bürger, sondern auch der Bauer in den meisten Gegenden betroffen, weil dieser von seinen Feldern nicht so viel abnimmt, als er für das Hauswesen bedarf. Für das Eisland war in früherer Zeit eine Ausgleichung durch den Verkauf der Weine in die Lombardei möglich; das hat jedoch seit der Traubenkrankheit fast ganz aufgehört. Jetzt kommt das Agio nur den Fleischn, welche Holz, den Unterinnthalern, welche Korn und Schmalz, und den Pusterthalern, die Schlachtwieh verkaufen, zu Gute, weil ihnen bei Bezahlung von Steuern und Capitalien die Banknoten als voll genommen werden. Höchst drollig ist es, wenn bei dieser Lage der Dinge Wohldiener die Verhältnisse des Landes als glänzend und den Reichthum desselben als im Zunehmen begriffen schildern. Den übelsten Einfluß übt das unberechenbare Wechseln des Agio auf die Geschäfte der Kaufleute, welche ihre Waaren vom Auslande beziehen. Um sich nur einigermaßen zu decken, müssen sie den Handel wie ein Hazard-

spiel betreiben, bei dem der Gewinn nicht von der Berechnung, sondern vom Zufalle abhängt. Zugleich bleiben die Waaren, welche nicht einem unmittelbaren Bedürfnisse dienen, liegen, weil niemand mehr kaufen will. Wie demoralisirend die Banknoten auf die untern Volksklassen, welche vom täglichen Erwerbe leben, wirken, ist schon mehrfach und von verschiedenen Seiten erläutert worden. Früher suchte ein braver und fleißiger Arbeiter von seinem Wochenlohn einen Silbergulden zurückzulegen für spätere Tage, vielleicht auch in der stillen Hoffnung, einst sein eigener Herr zu werden. Jetzt will jeder seinen Papierfleck, der ja morgen schon den halben Werth eingebüßt haben kann, wieder los werden, und Wirthshäuser, wo er dieses auf die angenehmste Art thun kann, stehen immer offen. Schadet diese elende Geldwirthschaft der Regierung überhaupt schon durch ihr bloßes Vorhandensein, indem sie jeden stündlich durch die nächst beste Banknote, die er in die Hand nimmt, daran erinnert, daß Vieles anders sein könnte, so trägt sie auch indirect zur Herabwürdigung der Regierungsorgane bei. Die Beamten können nicht, wie der Gewerbsmann seine Preise, ihre Besoldung erhöhen, Nebenverdienst bietet sich ihnen selten oder gar nicht, und dennoch verlangt man von ihnen ein standesgemäßes Auftreten. Ein Gehalt von tausend Gulden galt in früherer Zeit als anständige Versorgung. Für viele wackere Staatsdiener war es das letzte Ziel ihres Strebens. Was gelten nun tausend Gulden auf ihren wahren Werth in Silber reducirt? Kaum 440 Thlr., und davon soll eine Familie, deren Haupt bereits einer mittleren Diätenklasse angehört, sich für ein ganzes Jahr Kost, Kleidung und Wohnung schaffen. Wahrhaft kläglich ist die Noth der niedrigen Beamten, welche sich weniger verdienen als der nächste beste Schneidergeselle und daher Jahr aus Jahr ein zu Kartoffeln und Wassersuppe verurtheilt sind. So ist der ganze Stand dem Schuster, dem Mehlhändler, dem Bäcker verschuldet und sinkt bei zunehmender Armuth, die nicht von allen mit Würde getragen wird, mehr und mehr in der öffentlichen Achtung. Der Bauer, der Bürger begreift nicht, wozu denn „diese Horde Federviehes“ nützlich sei, weil er sich noch nicht zur sublimen Höhe Bach'scher Staatsmechanik emporgeschwungen, und vermünscht alle diese „faulen Fresser“, die er aus seinem Beutel füttern soll, ohne Rücksicht auf das unverschuldete Elend derselben. Als ob es an diesen Uebeln noch nicht genug wäre, erbittert man die Leute auch noch durch die finanzielle Manipulation, mit welcher man manche Steuern, wie die Accise, die Weinsteuer einhebt. Um ordentlich zu controlliren, daß kein Pfennig verloren geht, gibt man einen Gulden für die Controлле aus und wird daneben noch um zehn Gulden betrogen. Im Etzland wurde vorher viel Branntwein erzeugt; das amtliche Verfahren, welches das Brennen begleitet, ist aber so lästig, daß manche Dekonomen die Weinträbern lieber gleich den Schweinen geben, statt sie auf Branntwein zu verwenden. Viel Branntwein

gewann man früher aus den Beeren des Waldes, man läßt auch diese jetzt lieber verfaulen, als daß man sich der Schnüffelei der „Finanzler“ unterzöge. Ehe der Tabakverkauf Staatsmonopol wurde, wurde in Tirol viel Tabak gebaut, namentlich eine Varietät für den Hausgebrauch, welche feinen Nasen zwar unerträglich und daher nicht verkäuflich war, aber doch das harte Klima vertrug. Hätte das Aerar den Anbau erlaubt, so würde es gewiß wenig Schaden erlitten haben, um so weniger als die Bauern jetzt ihren Bedarf vom Auslande einschmuggelten. Sie kamen bei jedem Anlaß auf diesen Gegenstand zurück und verlangten auch 1848 das Recht des freien Anbaues, welches ihnen Erzherzog Johann auf dem Markte zu Imst zugestand. Leider zog es die Regierung, als die Gefahr vorüber war, sogleich wieder zurück und hinterließ dadurch in allen Gemüthern einen scharfen Stachel. Neuerdings wurde der Anbau wieder gestattet, jedoch unter solchen Clauseln, daß sich niemand damit befassen mag und der Verdruß nur gesteigert wurde.

Das sind Alles Dinge, welche sich auf den Geldbeutel, bei dem überhaupt die Gemüthlichkeit aufhört, beziehen. Fragen wir nun nach dem Rechtszustand des Landes. Zuerst wurde ihm, als hätte es sich wie andere Provinzen in offenem Aufruhr befunden, sein urkundlich und vertragsmäßig verbrieftes Landtag, in so weit Metternich seine Befugnisse nicht bereits eskamotirt hatte, genommen. Bürger und Bauern, welche im natürlichen Verlauf der Zeiten das Uebergewicht über die privilegierten Stände des Klerus und Adels errungen, hatten auf dem Landtage von 1848 die ihnen gebührende größere Anzahl Stimmen erhalten. Waren auch die alten Stände für alle Verständigen längst ein Gegenstand des Spottes geworden, so sehnte man sich doch nach einem Organe, um die Wünsche einer hartgeprüften und dennoch treu ergebenden Bevölkerung vor die Stufen des Thrones zu bringen. Herr von Bach hielt es jedoch für bequemer, in lautloser Stille zu regieren; um über die Bedürfnisse der Provinzen ins Klare zu kommen, genügten ja die offiziellen Berichte aus den Kanzleien. Als die Siege Napoleons des Dritten Oestreich von Grüne und Bach befreit hatten, wollte man den Provinzen wieder Statute geben. Die Statthalterei berief in Tirol Männer ihres Vertrauens und nicht des Volkes, welche über die Sache berathen sollten. Was sie zu Stände brachten, genügte wol den Ansprüchen von Klerus und Adel, was jedoch Herr Geheimrath Goluchowski, diese verunglückte zweite Auflage von Bach, als Landesstatut veröffentlichte, rief nur einen Schrei des Unwillens durch ganz Tirol hervor, einen so lauten Schrei, daß man ihn nach einer beliebten Phrase hoher Herren nicht mehr als das Geschwäg einiger Idealisten und Kaffeehauspolitiker erklären konnte.

Und wie stand es während dieser Epoche mit der persönlichen Sicherheit? Bisher hatten die Gerichtsdienere, meist ortskundige, geachtete Männer, aus-

gereicht, die Ordnung aufrecht zu erhalten, und sie wurden dabei gern von der Bevölkerung unterstützt. Da schuf man das Corps der Gensdarmen, diese blinde Vorsehung einer verblendeten Regierung. Mit glänzenden Pickelhauben, geflochtenen Fangschnüren und weißen Handschuhen geschmückt, patrouillirten sie Paar um Paar zu bestimmten Stunden auf der Straße, belästigten harmlose Reisende, so daß diese nicht hundert Schritte ohne Paß hinter dem Wagen zurückbleiben konnten, wenn sie nicht arretirt werden wollten, wie dies sogar einem Bezirksrichter auf dem Brenner widerfuhr, und sorgten auf den Dörfern für den Nachwuchs der Jugend, während Diebe und Vagabunden ihnen aus dem Weg gingen und die Seitenthäler aussuchten. Wie einer ihrer Offiziere mit Selbstgefühl versicherte, war auch eigentlich die niedere Polizei für sie nur Nebensache, ihre Aufgabe lag höher, sie sollten spioniren, ob niemand etwas gegen die Regierung und die Dynastie äußere und dabei eine geheime Controlle über die Beamten üben, welche ihrer Denunciation schutzlos preisgegeben waren und sich daher vor jedem Wachtmeister bücken mußten. Selbst Kellnerinnen forderten sie auf, ihnen über die Gespräche ihrer Gäste Mittheilung zu machen. Man kann sich leicht denken, mit welchen Augen unsere fleißigen, vielgeplagten Bauern diese Müßiggänger, für deren Verpflegung sie zu sorgen hatten, betrachteten. Dazu kommt noch der schöne Paragraph 63 über Majestätsbeleidigung, welchen man überdies durch geheime Instructionen an die Landesgerichtsräthe verschärft hatte, und dessen Handhabung ehrgeizige Beamte benützten, um sich nach oben beliebt zu machen. Wie man verfuhr, möge ein Beispiel zeigen. Ein Herr trank in einem Wirthshause einen Schoppen Wein. Da er kein Kleingeld hatte, sagte die Kellnerin: „Zahlen Sie ein anderes Mal, hat ja der Kaiser auch Schulden!“ Sie wurde denunciirt und wegen Majestätsbeleidigung eingesperrt. Um den Verkehr noch unsicherer zu machen, wurde nebst den Gensdarmen ein Schwarm geheimer Denuncianten aus allen Ständen bezahlt, welche ihr Brot auch nicht umsonst essen wollten und alle geselligen Beziehungen vergifteten. Dem Briefgeheimniß wollte niemand mehr vertrauen. Man versäumte lieber Wochen und Monate, um eine sichere Gelegenheit zu erwarten, wenn man Mittheilungen irgend einer Art machen wollte, von denen man nicht wünschte, daß jemand anderes als der Adressat sie sehe. Ob die politische Corruption wirklich so groß war, thut nichts zur Sache, genug, daß man dieselbe für so groß hielt. War die Freiheit des mündlichen, schriftlichen Wortes auf diese Weise unterbunden, so hatte man die Presse vollständig gefesselt, so daß sie, gleichviel ob offiziell oder nicht, zur Lüge verurtheilt war. Nicht einmal schweigen durfte sie, wenn sie wollte; man schrieb ihr vor, wie sie die Fragen des Tages aufzufassen habe. Auswärtige Journale wurden confiscirt und auf ihre Mitarbeiter im Inlande gefahndet. So wurde ein Advocat in Bozen wegen einiger mißliebiger

Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung — selbst diese war nicht östreichisch genug! — amtlich befragt, und so schickte die Statthalterei zu Innsbruck sogar einen Beamten in das Ausland, welcher sich bei gewissen Redactionen erkundigen sollte, wer diesen oder jenen Aufsatz eingefendet habe.

Schließlich wurde man durch das Concordat überrascht. Als ob es nicht genug wäre, daß die gegenwärtige Generation durch den Druck entmannt und verdorben würde, sollte auch noch die Jugend in der Schule dem Klerus zu völliger Knechtung ausgeliefert und die friedlichen Verhältnisse der Familie, der einzige Hort, welcher manchem wackern Manne noch geblieben war, durch die Herrschucht bigotter Priester verwirrt werden. Nicht einmal im ultramontanen Tirol hatte man von diesem Staatsact einen Gewinn. Die Gebildeten nahmen ihn mit verbissener Entrüstung auf, dem gemeinen Volke, welches längst dazu dressirt war, das Joch der Geistlichkeit als heilig zu tragen, war er gleichgiltig. Zunächst wurde nun der Lehrerstand der niedern und höhern Schulen in eine noch tiefere Abhängigkeit von Pfarrer und Bischof gestoßen und was das heißen wollte, mögen einige Beispiele zeigen. Zu Feldkirch predigte ein Jesuit vor den Schülern des Obergymnasiums: „Humboldt habe den Herrgott nirgends angetroffen, so wenig ihn die milchgebenden Thiere antreffen, welche auch Kräuter sammeln und recht gut botanisiren. Der Unterschied zwischen ihm und einer Kuh bestehe zulezt nur darin, daß diese den Menschen durch ihre Milch nütze, jener sie durch seine Bücher verderbe.“ — An einem Ordensgymnasium in Südtirol gab der Professor folgende Einleitung zu Göthes Iphigenie: „Eigentlich weiß ich gar nicht, was die Leute Schönes daran finden; die ganze Geschichte läuft halt am Ende darauf hinaus, daß der Iphoas die Iphigenie gern gehabt hätte und sie wollte ihn nicht. Ist denn das etwas so Schönes?“ An einem dritten Gymnasium wurde den Schülern bedeutet: „Göthe und Schiller sind eigentlich mittelmäßige Köpfe; denn der heilige Geist hat sie nicht erleuchtet.“ Die Tendenz der klerikalen Partei ist leicht aus den Worten des Cardinals Rauscher, welche er einem Staatsmann sagte, zu entnehmen: „Die Sünde der Zeit ist, daß man zu viel lernt!“ Welches wird nun das Resultat einer Erziehung auf solcher Grundlage sein? Ein freier männlicher Sinn und ächte Religiosität gewiß nicht, sondern Kriecherei und Heuchelei wie überall, wo sich Hierarchie und Polizei verbinden. Besonders gern rühmt man sich der Universitäten und ihrer neuen Einrichtung durch zahlreiche Berufungen. Nur Schade, daß die von den Berufenen, deren Name jeder Anstalt zur Zierde gereicht hätte, bereits wieder den Abschied nahmen. Was zurückblieb, sind größtentheils Leute, welche ihre Lehrkanzel nur der Protection verdanken. An der Hochschule zu Innsbruck haben nur Ficker und Glasmees einen Namen, die anderen müssen sich ihre Sporen erst noch verdienen. Oder genügt es, wenn Herr Zingerle ein paar Bände Tirolersagen drucken läßt? Wenn

ein Wildauer eine Schulausgabe von Platons Phädrus veranstaltet? Nebst diesen Berufungen meist unbekannter Größen wurde die Tiroler Landesuniversität auch noch durch eine theologische Facultät bereichert, welche niemand verlangt hatte, während der allgemeine Wunsch auf Vervollständigung der medicinischen Schule lautete. Man übergab die Theologie den Jesuiten und ernannte für ihre Zuhörer sogar einen eignen Professor der Philosophie. Wir wären begierig zu wissen, wie sich diese Gelehrten zu den Resultaten neuester Forschung verhalten, ob es für sie einen Strauß und einen Baur gibt, allein ihre Vorträge verhalten vor den Schulbänken, wo man sie allein kennt. Half denn, so wird man vielleicht fragen, diesen vielfältigen Uebelständen nicht euer Statthalter, der Bruder des Kaisers, ab? Er wurde bei seinem Einzuge in das Land mit aufrichtigem Jubel begrüßt, bald jedoch zeigte es sich, daß er gegen den Centralisationsmechanismus Bachs nicht durchzudringen vermöge, und das Einzige von Belang war die Herabsetzung der Procentualgebühren, die er beim Kaiser auswirkte, weil der Druck zu hart und der Unwillen der Landbevölkerung zu groß war. Die Hoffnungen erloschen, die Menschen, mit denen er umgeben war, machten ihn nicht populär, obwol der Klerus, dem er manche schöne Spende zukommen ließ, seinen frommen Sinn pries und die Armen, welche er unterstützte, ihn dankbar segneten. Er zeigte sich zwar gegen jeden, der sich näherte, leutselig und gütig, doch wäre sehr zu wünschen gewesen, wenn er wie Max und Ferdinand, deren Andenken das Land in schönen Sagen feiert, mit dem Volke verkehrt hätte, dessen rauhe, aber biedere Gesinnung gewiß mehr Beachtung verdient, als die etikettenmäßigen Phrasen der Hoffstranzen. So geschah es, daß der Erzherzog bei Berufung der Vertrauensmänner, die das Landesstatut zu entwerfen hatten, sehr übel berathen wurde. Graf Brandis, der Bischof von Brixen und Doktor von Peer, welcher vergaß, daß er die Interessen der Bürger zu vertreten hatte, erzeugten ein pfäffisch-adeliches monstrum horrendum, welches dem Klerus und dem Adel gleiche Stimmen mit den Bürgern und Bauern einräumte und dadurch ein sehr disharmonisches Quartett zusammenstellte. Der Klerus sollte befriedigt sein durch das Concordat. Der Adel ist in Tirol in Bezug auf Intelligenz und Besitz so ziemlich zur Rolle des Marquis Carabas herabgesunken. Die ruhmvolle Geschichte des Landes schufen Bauern und Bürger, auf deren Schultern ausschließlich die schwerste Last der Leistungen an den Staat ruht. Von vielen Seiten wurde nun der Statthalter als Miturheber dieses Landesstatutes betrachtet und gewann dadurch nicht an Popularität. Außer daß er einen Preis für die Bearbeitung einer geschichtlichen Frage aussetzte und dem Ferdinandeum zu Innsbruck einige Geschenke, darunter die werthvolle Büste des Papstes, widmete, ist nichts bekannt, was er für Kunst und Wissenschaft im Lande gethan hätte. Die Anekdoten, welche man in dieser Beziehung von seinen Hofleuten hört,

wollen wir nicht nacherzählen. Die Hand, welche das vorstehende Bild tiroler Zustände zeichnete, war nicht vom Hass gegen Oestreich und seine Dynastie, sondern von der Liebe zur Wahrheit geleitet. Der Leser jedoch wird es begreiflich finden, wenn die Bevölkerung diese Wirthschaft bis an den Hals satt hatte, wenn man im Unterinntale den Wunsch eines Anschlusses an Baiern hörte, wenn im Vinschgau ein Bauer dem Statthalter grade heraus sagte: „Wir möchten schweizerisch werden!“

So traf uns das Jahr 1859. Mit der Regierung sympathisirten Wenige, die große Masse war gleichgiltig, die Verständigen fürchteten von einem Siege in Italien den Untergang in den Sümpfen der Reaction und die Steigerung des ohnehin schon sehr unbequemen Uebermuthes der Herrn Offiziere, welche sogar Magistratsräthe auf der Straße ohrfeigten, ohne daß diesen eine erkleckliche Genugthuung wurde. Im Allgemeinen erwartete man einen ruhmvollen Feldzug. Die Armee war ja bisher das Schoskind des Hauses gewesen, auf dessen Förderung man Millionen verwendet und den öffentlichen Wohlstand erschöpft hatte, sollte sie jetzt, wo es zum Ernst kam, versagen, nachdem sie auf der Schmölz zu Wien so prächtig exerzirt hatte? Freilich wer schärfer hinsah, wurde etwas bedenklich. Zwar der gemeine Soldat hat sich wie in allen Kriegen Oestreichs trefflich geschlagen, aber die Führung! Die Carriatur, welche die Soldaten mit Löwenköpfen, die Generale mit dem Haupte des Thieres, welches einst widerrechtlich das Löwenfell anzog, darstellte, hat den Sachverhalt nur zu richtig bezeichnet. Hochmuth kommt vor dem Fall! Ich hörte zu Vogen öffentlich im Kaffeehaus einen Offizier ausrufen: „Diese elenden Franzosen! wir werden sie wie mit einem Schwamme wegwischen und in vierzehn Tagen über die Alpen zurückjagen!“ Wie die Grandseigneurs in den Krieg gingen, zeigte ein Feldmarschalllieutenant am Gardasee, welcher sich von einem Schützenoffizier die betreffenden Blätter der Generalstabskarte borgte. Dazu die Rohheit, mit der man den gemeinen Mann mißhandelte, und welche in Tirol solche Entrüstung erregte, daß die Bauern bald zu Thätlichkeiten gegen die Herren vom Portepée geschritten wären.

Das arme Ländchen wurde von den Kriegseignissen in Italien sehr empfindlich berührt. Zuerst die endlosen Truppendurchmärsche, welche die Dörfer an der Straße fast auszehrten, dann die Schaaren Verwundeter, die in einer Weise vernachlässigt waren, welche in der neuesten Kriegsgeschichte nur in Rußland eine Parallele hat, und das öffentliche Mitleid oft über die Kräfte der Einzelnen in Anspruch nahmen. Haben sich die Männer Tirols häufig genug Ruhm ersochten, so gehört die Ehre dieses Jahres den Frauen. Auch die Schützen wurden zur Vertheidigung der Grenze aufgebieten; in die Compagnien ließen sich aber fast nur solche einreihen, welchen der hohe Sold einen angenehmen Müßiggang versprach. Die Bauern äußerten, man werde doch keinen Dank

haben, und dringe der Feind ein, so könne ihn wie in der guten alten Zeit der Landsturm wieder hinauswerfen. Von all diesen Compagnien kam keine einzige in das Feuer; jede andere Angabe, die von einer thatsächlichen Mitwirkung bei Gefechten spricht, ist aus der Luft gegriffen. Man nahm jedoch ein Resultat mit nach Hause: daß der altväterliche Stutzen für den neuen Krieg, wo man mit Spigkugeln schießt, nicht mehr ausreiche und eine ganz andere taktische Ausbildung nöthig sei, wenn man den Zuaven und Garibaldini mit Erfolg begegnen wolle. Leider ging auch das Vertrauen in die militärische Führung völlig verloren. Sehr aufgebracht waren die Bauern des Vinschgau über den Grafen Huyn, welcher seine Aufstellung in der Tiefe des Thales nehmen wollte, das nach der Ansicht der Schützen nur durch die Besetzung des Joches zu vertheidigen ist. Es kam hier zu ernsthaften Reibungen, welche die nothwendige, gegenseitige Eintracht störten und erst später ausgeglichen wurden. Graf Huyn, früher im Generalstabe Radetzky's, mag ein ganz vorzüglicher Stratege sein, bei der Landesvertheidigung dürfte er in Zukunft einen schweren Stand haben. Mitten in diese Ereignisse fiel der Friedensschluß von Villafranca, der niemand mit Freude erfüllte. Die Schützen kehrten heim, und um das Werk zu krönen, wurde an jeden Adelligen, der mit ausgezogen war, ein eigenes Belohnungsdecret erlassen, während die Bürgerlichen leer ausgingen, als ob nur das blaue Blut vor dem Feind einen Werth hätte. Am meisten waren darüber die Schützen der akademischen Compagnie, welche voll Begeisterung für Deutschlands Ehre unter einer Fahne, die schwarz-roth-goldene Bänder schmückten, ins Feld gezogen waren, entrüstet. Als sie im nächsten Jahre den Tag ihres Ausmarsches feiern wollten, wurde ihnen bedeutet, daß die schwarz-roth-goldenen Bänder von der Fahne zu entfernen seien. So war man im Kleinen und im Großen bemüht, Mißstimmung hervorzurufen und klagte dann, wenn man ihre Stimme vernahm, über Undank. Eine Aeußerung Steins paßt völlig auf unsere Zustände: „Eine unruhige tyrannische mißtrauische Polizei überwacht die öffentliche Meinung, Literatur, Briefwechsel und Lehrstühle. Alles ist ihr unterworfen, das gesellige Zutrauen, alle Bande der Freundschaft werden zerrissen und erschwert.“ Dazu die Herrschaft des Klerus durch das Concordat, der Steuerdruck, die öffentliche Verarmung durch das Agio! So überraschte uns der 20. October, mit welchem eine neue Periode beginnt, wo der Bürger wieder aufathmen und hoffen darf, wo Schmerling das von Bach und Goluchowski heruntergebrachte Erbe übernimmt. Wird es ihm gelingen, diese verworrene Welt, welche man fast systematisch dem Untergange entgegenführte, wieder einzurenken? Versprechen und Programme reichen nicht aus, wenn nicht thatsächlich ihre letzten Consequenzen gezogen werden. Doch wurde schon seine Berufung als der erste aufrichtige Schritt zum Consti-

tionalismus begrüßt, sein Rundschreiben zu Innsbruck, Hall und Bogen, wo die Freude leider durch plumpes Zutappen eines Magistratsrathes gestört wurde, durch freiwillige Beleuchtung und Fackelzüge gefeiert. Seit langer Zeit war kein Fest so froh begangen, seit Langem dem Kaiser kein so aufrichtiges Hoch gebracht worden, wie diesmal. Der Jubel war der Ausdruck der Zustimmung zu den Grundsätzen, welche Schmerling in dem Rundschreiben niedergelegt; man erwartet von seiner Ehrenhaftigkeit, daß er sich durch Camarilla und Klerus kein Haar breit davon abdrängen lasse. Sein Wiedereintritt in das Amt bezeichnete für Tirol zugleich den Augenblick eines wieder erwachenden politischen Lebens. Dieses gab sich zunächst bei der Bewegung, welche die Neuwahlen des Gemeindeausschusses hervorriefen, kund. Es thut noth, hier die Parteien, welche auf die Zukunft des Landes Einfluß zu gewinnen trachten, kurz zu charakterisiren. Am mächtigsten, wenn auch nicht am zahlreichsten, weil sich Viele nur des Vortheiles wegen zum Schein anhängten, waren bisher die Ultramontanen. Ihre Tendenzen brauchen wir nicht näher auseinander zu setzen: Der Staat und das Individuum sollen nur hierarchischen Zwecken, die oft sehr weltlicher Natur sind, dienen; ständische Privilegien und Ausschließung Andersgläubiger sind ihre Parole. In Südtirol ist ihr rührigster Klopffechter ein gewisser Dipauli, welcher die Welt von Zeit zu Zeit durch ergögliche Broschüren belehrt. In Nordtirol reihte sie sich um den aus Baiern importirten Baron Moi, einen Gesinnungsgegnen Abels. Sein Organ ist das Innsbrucker Tageblatt, welches nach Form und Inhalt dem Wiener „Volkssfreund“ und „Vaterlande“ an die Seite tritt. Jetzt hat ihn seine Partei verlassen; er duftete ihr zu sehr von Parfüm des Salons und war auch nicht ohne Bildung; an seine Stelle trat der Pfarrer von St. Nikolaus, der mit seinem Fanatismus wie mit einer Stange in den Nebel fährt, und dessen Reden den spezifischen Kirchengesuch verbreiten, welcher unsere Klerikalen so entzückt. Die zweite Partei zählt viele sehr ehrenwerthe Männer, die entweder in ihrem politischen Denken das letzte Wort noch nicht gefunden haben, oder es nicht auszusprechen wagen, weil es ihnen zu früh scheint. An diese schließt sich wie bei jeder Partei, welche über einigen Einfluß verfügt, noch eine Menge Leute der verschiedensten Art, welche weder Fisch noch Fleisch sind, in neuester Zeit besonders aus dem Beamtenstande. Im Ganzen genommen steht sie den Ultramontanen viel näher, als den Liberalen. Sie hält noch am ständischen Principe fest und wäre zufrieden, wenn Bürger und Bauern auf dem Landtage eine größere Stimmenzahl erhielten. Als ihr Organ kann die „Schützenzeitung“ gelten, ein Blatt, welches seine günstige Aufnahme zunächst den „Tirolischen Gedanken“ von Johannes Schuler verdankt, der jedoch vor zwei Jahren starb. Jetzt verhält sich dieses Blatt bei den wichtigsten Landes-

angelegenheiten stumm, um es mit keiner Partei zu verderben. Als Haupt der Partei gilt Herr von Klebelsberg, ein achtungswürdiger Charakter; ihm drängt Tobias Wildauer nach, welcher, nicht gewizigt durch sein schlechtes Debut vor der Philologenversammlung, sich zu einer öffentlichen Rolle berufen zu halten scheint. Die liberale Partei besitzt bis jetzt kein Organ. Da jede ernste Opposition verboten war, wäre es unmöglich gewesen, ein solches zu gründen. Erst der Eintritt Schmerlings machte ihr Luft. Man kann bei den Männern, welche sich bisher zu ihr bekannten, volle Aufrichtigkeit der Gesinnung voraussetzen. Jetzt wo das Eis gebrochen ist, zeigt sich, daß die Zahl der Anhänger freisinniger Ideen, namentlich unter den gebildeten jüngeren Bürgern, nichts weniger als klein ist. In Südtirol trägt der unermüdlche Doctor Streiter ihr Panier, in Nordtirol zählt sie Namen von Männern, deren geistiges Streben auch außerhalb der Marken des Landes nicht unbeachtet blieb. Der liberalen Partei gehört hier wie in ganz Oestreich die Zukunft, und will dieses überhaupt noch eine Zukunft haben, so ist es nur möglich auf Grundlage liberaler Ideen. In Bezug auf die Angelegenheiten der Provinz ist das Programm dieser Partei in einem Aufsatze des bekannten Geschichtsforschers Albert Jäger ausgesprochen, der jede Vertretung nach Ständen zurückweisend nur eine solche nach Interessen für angemessen erklärt. Sie fordert Gleichberechtigung der Confessionen und Toleranz gegen Apatholiken, Freiheit der Presse und der Rede und Hebung der Schulen, sie will, daß der Einfluß des Klerus sich auf das geistliche Gebiet beschränke. Man kann sie mit einem Worte als die constitutionelle bezeichnen. Vergebens donnert die Geistlichkeit gegen sie: die Zeiten haben sich geändert. Sie hat bei den Wahlen des Gemeindeausschusses zu Innsbruck trotz aller Bemühungen der Ultramontanen einen entscheidenden Sieg davongetragen, indem sie von 36 Candidaten 21 durchsetzte. Dieser Sieg in der Landeshauptstadt ist von Bedeutung für die ganze Provinz, er ist der Beginn eines Umschwunges der Dinge, welchen in Tirol niemand erwartet hätte. Mag das Landvolk noch vielfach zu der Priesterpartei halten, die Tage sind nicht fern, wo es nachfolgen wird.